

[Nachdruck verboten.]

42) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Span.

Vor Georgs schreckhaft erweiterten Pupillen lag die sehr große Frau fast nackt. In den konvulsischen Zuckungen, die bei ihrer großen Widerstandskraft vorangegangen sein mußten, hatte sie Decken und Hemd fortgeschoben; ihre starken Beine und die schön gemeißelten Arme waren, wie in einer Erstase gekrümmt und so von der betäubenden Kraft festgehalten. Das elektrische Licht fiel voll auf diesen schamlosen Körper, der wie ein Bild des Lasters selbst dalag und dessen Gesicht, bleich und umschattet, gleichsam in einem frechen Grinsen das blanke Gebiß zeigte. . .

„Na haste sie da nu jenuch anjekielt?“ fragte der Grüne den Genossen, der noch wie erstarrt vor diesem zügellosen Bilde stand.

„Wir haben keine Zeit, Du! . . . Hier! . . .“ Er drückte ihm das Heft eines langen, scharfgeschliffenen Messers in die Hand, das Georg vorher nicht bei ihm gesehen hatte. „Im Fall det se uffwacht! Denn zeigste ihr det solange, bis id vorn bin. . . Id drück ihr denn schon wieder das Pflaster uff die Neese!“

Georgs ratloser Blick irrte zum Stuhl hin, der neben dem Bett stand; dort lagen über Korsett, Unterröden und Frauenhosen zwei lange buntgeringelte Strümpfe. . . und darauf ein weißes, zusammengefaltetes Tuch. . . Ah! davon ging der scharfe Geruch aus, der das ganze Zimmer mit betäubender Wolke füllte. . . „Nether,“ hatte der Grüne vorhin gesagt. . . Wie fest die Frau schlief und wie die kolossalen Brüste zur Seite fielen, gleich überreichen Früchten. . .

Georgs Augen glitten darüber hin. . . Eine fürchterliche Erregung bemächtigte sich seiner, die es ihm schwer machte, hier Wache zu halten.

Er sah, wie von einem schnell sich steigenden Rausch befangen, so teilnahmslos, als sei er selbst daran gar nicht beteiligt, wie der Grüne sich an der unterm Bett hervorgezogenen eisernen Kassette zu schaffen machte. Er hörte jenen unverständliche Worte brummen, während er mit den aus der Handtasche genommenen Instrumenten an dem Eisenbehälter hohrte, bog und brach. . .

Aber das interessierte den Großen mit dem krampfhaft gespannten Gesicht kaum. Mit schmerzenden Leib- und Lendenmuskeln stand er am Kopfende des Bettes, hielt krampfhaft das lange, glänzende Messer stoßbereit in der Rechten und sog diese lasterhafte Nacktheit, obwohl sie ihn abstieß, mit gierigen Atemzügen ein. . . Allmählich aber, während es neben ihm am Boden klirrte, klapperte und krachte, hoben sich aus dem Chaos der rein sinnlichen Vorstellungen in Georgs Innern klar bewußt die Gedanken. . . Dag da nicht das Mensch, auf dessen Veranlassung er damals wie ein Hund geschlagen worden war? Hatte sie nicht die Ella auf dem Gewissen, die ein so gutes reines Kind gewesen, auf die er so stolz gewesen war als Junge? . . . Das war ja kein Weib, das war eine Bestie, die um Geld zu verdienen, sich nicht einen Augenblick bedachte, die Ehre und selbst das Leben der anderen zu verkaufen. . . Die verdient doch kein Mitleid. . . Ah, sie sollte nur aufwachen. . . Abscheu und Mut, aus verhaltener Begier geboren, machten, daß Georgs harte Augen zu lodern begannen und seine Faust den Griff des Messers noch fester umklammerte. . .

Am Boden fluchte der Grüne, die Kassette hielt seinen mangelhaften Instrumenten immer noch stand, er schaffte nichts. Und noch scheute er sich, des enormen Krachs wegen, der dabei nicht zu vermeiden war, den Deckel mit Gebelkraft nach außen zu sprengen. . .

„Hah!“ machte Georg.

Der Grüne war empor.

„Was denn?“

„Dal . . .“

Der Busen des Weibes hob sich unmerklich, dann lag sie wieder wie eine tote.

Sie starren beide darauf hin, die Männer. . . Der grüne Heinrich machte eine ärgerliche Bewegung.

„Ach, die schläft! . . . daß man uff! . . .“
Georg tat der Arm weh, dessen Hand das Messer hielt, er ließ ihn ein bißchen sinken. . . Da knallte eine zurückspringende Feder wie ein Pistolenschuß unter der Faust des Grünen. Georg mußte hinsehen. . .

Und als er zurückblickte, schaute er in die weitgeöffneten Augen der Frau. . .

Er sagte nichts, nur seine Kinnlade schob sich vor und die Zähne preßten wie Eisen aufeinander.

Ein Seufzer kam aus der Brust der Liegenden, der Mund öffnete sich in qualvollem Entsetzen, die Todesangst riß die Lider noch weiter auf und die weißen Glieder schienen zitternd zu erwachen. . .

Georg hielt den Atem an, seine Augen glühten, er kam nicht dazu, den Grünen anzurufen, ihn zu warnen. . . Ihre Totenstarre hatte die Frau beschützt. Nun sie zu leben anfing, erwachte das Tier in dem Manne und hob in sinnlosem Saß, in listerner Grausamkeit die mörderischen Klauen

Da gellte sie auf.

„Gaaaah. . .“

Der Schrei zerbrach an dem Messer, das wie ein Blitz ihr ins Leben schnitt. . . Schluchzendes Gurgeln, aus den Arterien aufsprudelndes Blut, Hände, die in letzter Wehe nach dem Mörder krallten. . . Der weiße Bauch ging, einer Woge gleich hin und her, die Beine mit den aufgestützten Knien ebnten zu links und zu rechts und bei jedem Stoß, den das starke Herz der Frau noch tat, spie die Wunde, in der der Stahl noch steckte, rote gräßliche Wellen. . .

„Zieh's Messer raus,“ sagte dumpf der Grüne, der hinter Georg stand. . . Von dessen Lippen kam ein blöder, dumpfer Laut. . . Mit losen Händen, vorgerecktem Kopf, in dem der Mund breit offen war, starrte er auf sein Opfer.

„Zieh's Messer raus!“ sagte der grüne Heinrich nochmal, „wir müssen wech! . . .“

Da sah sich Georg um.

„Ja. . . ta. . . ta. . .“ keine Worte kamen, nur haltlose Silben, „ . . . ich . . . ich . . .“

„Ja Du . . .“ sagte der Grüne, „nette Sachen machstel Aber nu laß man. . . Um det olle Mas is nich schade. . . bloß. . . zieh doch erst's Messer raus, Mensch. . . Dis kann doch nich hier bleiben! . . .“

Er drängte den anderen wieder ans Bett heran. Und Georg, in dem der eigene Wille mit dieser grauenvollen Tat wie vernichtet schien, griff hin, besudelte sich tastend mit dem Blut der Ermordeten und faßte nach dem Messer. Wie die Klinge hervorkam, folgte von neuem dickes schwarzes Blut, das schon überall Bett und Kissen färbte. . .

„Du siehst nett aus!“ murrte der Grüne, der Georgs ratlosen Augen, in denen es feucht schimmerte, auswich. „Nette Nummer! . . . Wenn de mir dis vorher jesagt hättest! . . .“

„Ja,“ sagte Georg schwer schludend. . . „ja“ . . .

„Na die Hauptsache is, daß nichts hierbleibt! . . . Ich mach schon . . . und Du . . .! Da is Wasser! Mach da sauber! . . . janz waschen! . . . Ja, aber ja keene Sandabdrücke in't Handtuch, sonst haben se Dir gleich wech! . . . So . . . na ja, mach doch, Mensch! Wat stehste 'n da, wie son Affe! . . . Denkste, id wer ma die Hände ooch noch rot machen! . . . Man bloß los! . . .“

Georg ging schwerfällig an das große Waschbecken, dessen Blumenmuster er genau betrachtete. Dann wusch er sich sehr gründlich, mit einem müden gleichgültigen Ausdruck auf den schlaffen, farblosen Zügen. — Und als ihn der Grüne ermahnte: „Nochmal! is noch nich jenug!“ Da wiederholte er die Prozedur genau in der automatenhaften Weise, ehe er sich die Hände und das Gesicht am Handtuch trocknete. . .

Der grüne Heinrich suchte wieder und wieder das Gemach ab, er suchte auf allen Möbeln, auf dem Teppich und selbst in den Dielenrißen nach irgend einem noch so kleinen Gegenstand, der hier liegen geblieben sein könnte. Nur um das Bett beschrieb er jedesmal einen großen Bogen, offenbar von der größten Scheu erfüllt, es könnte ein Tropfen jenes gefährlichen, verräterischen roten Saftes an seine Kleider kommen, mit dem der Frauenleibnam dort so verschwenderisch alles färbte, was in seine Nähe kam.

Die fiel Georg, der mitten im Zimmer wie geistesgestört stand, etwas ein.

„Geld . . .“ sagte er, „. . . Geld!“
 „Hab ich!“ nickte der Grüne, „ja . . . komm bloß“
 Und sich nochmals nach irgendeinem Indizium um-
 blickend, ging der Buchhändler voran, zur Tür. Er drehte
 die Beleuchtung aus und horchte, vorsichtig öffnend, lange
 Zeit hinaus.

„Zut . . . komm!“
 Sie gingen durch die Entree, die Treppe hinab. . .
 Der Grüne zog einen Dietrich aus der Tasche, den er extra
 angefertigt hatte — das Schloß parierte sofort.

Vorsichtig blieben sie noch im Schatten des Torweges.
 Da sagte Georg mit Weinen in der Stimme:
 „Du hast et ja bloß jewollt . . . darum haste mir 's Messer
 jegeben!“

„Stille!“ raunte der Grüne, „biste verrückt! . . .“
 Sie liefen über den Damm, in den Schatten der
 Bäume . . . die Laternen waren verlöscht . . . der Mond
 schien . . . Aber in den Bäumen war es wie ein erschrecktes
 Klüstern von vergossenem Menschenblut . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1) Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Der Vorfrühling war mit leisen Tönen über das Hochgebirge
 gezogen. Auf der breiten Talfläche regte sich's schüchtern mit matten
 Farben unter den gelben, verkrüppelten Galmen der schneebefreiten
 Wiesen. Nur die Berge waren noch eingehüllt in grelles Weiß von
 den Gipfeln an bis zu den sanftgeneigten Matten und Tristen.
 Weit hinaus leuchteten sie in den stillen Märztag im Glanz einer
 harten, blendenden Mittagssonne, wie unbewegliche, starre Eis-
 massen. Aber unter der schimmernden Decke tropfte und rieselte
 es in fortwährender Auflösung und schäumte tiefer hinab in die
 angeschwollenen Viehbäche, um Gehöfte und Dämme.

Die schmale Straße entlang durch das weitgezogene Dorf wan-
 derte ein Mann, der so an die fünfzig sein mochte. Er trug einen
 schabigen Filzhut, graufarbene Weinkleider mit breiten, grünen
 Streifen an den Nähten und derbe Rindslederstiefel. Auf seiner
 braunen Lodenjoppe war das Feldzugszeichen des deutsch-fran-
 zösischen Krieges festgenäht. Gleich neben den ganz erloschenen
 Farben des zerfaserten Bandes blickte ein Pfeifenstiel hervor, den
 schwarzseidene Quasten verzierten. Beide Hände hielt der Mann
 in den Hosentaschen verborgen, und tief in den linken Mund-
 winkel hatte er eine Zigarre gesteckt. So schritt er gemächlich das
 Dorf hinan. Manchmal blieb er stehen und blickte die Richtung
 zurück, die er hergekommen war. Dann schüttelte er immer den
 Kopf und lächelte leise vor sich hin. Jedermal zog es da höhnisch
 über das breite, bartlose Gesicht mit den tiefen Falten. Die
 Augen leuchteten auf, und die hochgeschwungenen Flügel
 der derben Schnabtsnase setzten sich in leichte Bewegung. Doch das
 ging schnell vorüber. Bald nahm das Gesicht wieder einen Aus-
 druck seltener Gutmütigkeit an, wenn er weiterschritt und eine
 Melodie halblaut vor sich hinsummete.

Jetzt war er am Ende des Dorfes angelangt. Keinen Men-
 schen hatte er begegnet auf der verlassenem Straße, die sich in
 weiten Bindungen auf die Felder hinauszog. Noch einmal blickte
 er um. Alles still und öd wie an einem Feiertag. Nur dort, wo
 die umliegenden Berge einen klobigen Absenker mitten in das Dorf
 geleilt hatten, tönte ein gleichmäßiges Rauschen und Brausen.
 Aus zerfissenen Schluchten klang es herüber von den stürzenden
 Wassern.

Langsam bog der Wanderer am letzten Gehöfte vorbei und
 schlug einen Seitenpfad ein. Zwischen Bäumchen und Strauch-
 werk ging es dahin, einen feuchten, dunstigen Weg, ohne Licht,
 ohne Wärme. Die graue, niedere Mauer, die bald hinter den
 kahlen Gebüschchen herborkam, zeigte tiefende Flecken, und auf
 ihren verblassenen Ziegeln wucherte grünes Moos. Kreuze und
 Marmorsteine mit verdorrten Kränzen ragten drüber hinaus und
 zogen sich fort bis zu dem Torgitter, dem Eingang des Kirchhofs.

Mit einem schrillen Ton öffnete sich das Schloß und krachend
 flog es wieder hinter dem Eintretenden zu. Von den verwitterten
 Eisenstäben fiel Rost in Menge zur Erde und aufgeschreckt huschte
 ein Dohlenpaar über die Kreuze hinweg zur Höhe. Der Mann
 blickte ihnen nach, so spöttisch, wie er auf der Dorfstraße drein-
 geschaut hatte, dann schritt er weiter zwischen den Grabhügeln,
 wie er gekommen war, rauchend und summend. So durchmaß er
 den ganzen Gottesacker von einem Ende zum anderen.

Dort unten, gleich neben der alten Kapelle, stand ein Haus
 mit hohem, braunem Giebel, das hart an die Friedhofsmauer ge-
 baut war. Grau und feucht war's wie die ganze Umgebung. Nur
 die blumenumstellten Fenster der Vorderfront, die direkt in den
 Friedhof hineinblickten, milderten etwas den düsteren Eindruck des
 wenig einladenden Gebäudes. Um so blanker und weißer war
 der breite Plur, den die Sonne durchflutete. Der Ankommende
 schritt ihn zweimal auf und nieder, dann Längte er Kopf und Weste

an den Nagel und horchte. Das ganze Haus schien wie ausge-
 storben.

„Loni,“ rief der Mann und sah sich um.
 „Da bin i,“ kam es gleichgültig aus der Schtube.
 Hastig strich der Mann die struppigen, schwarzen Haare aus
 der Stirne und ging über die Schwelle.

Ein seltsamer Raum war es, den er da betrat, niedrig und
 finster, nicht sehr wohnlich, und in der närrischen, fast abenteuer-
 lichen Einrichtung mehr an die Trödelbude eines Karitätenhänd-
 lers als an das Zimmer eines Gebirgsbauern erinnernd. Die
 breite Wand der Türe gegenüber mochte noch angehen. Sie war
 verziert mit zwei übereinandergelegten Kavalleriefädeln und Ber-
 bergewehren. Dazwischen blickte ein ganz zerfundener Helm her-
 vor mit einer Raupe, die die Wotten halb abgefressen hatten, und
 unter ihm war eine große Reiterpistole an die Mauer genagelt.
 Aber was sonst noch herumhing, stimmte schon düsterer. Verrostete
 Weiswasserkeffel und eiserne Grabkreuze, durchlöcherter Blechtafel
 mit erloschenen Inschriften, zerbrochene Zinkornamente, an denen
 noch ein letzter Rest der ehemaligen Vergoldung schimmerte — das
 alles war an Wand und Kreuzstock kunstgerecht befestigt und da-
 zwischen grinsten, wohlverteilt im ganzen Zimmer, von grün-
 gestrichenen Wandgemäusen gelbe Totenschädel herab, die gar sonders
 baren Schmutz trugen.

Der eine von ihnen hatte ein soltettes Jägerhül auf, der an-
 dere ein verdorrtes Kränz oder einen verrosteten Trichter, einer
 auch hielt einen ausgetrockneten Lederapfel zwischen den weitauf-
 gesperrten Zähnen, einem besonders großen Schädel waren rote
 Näben in die Augenhöhlen gesteckt, und so ging es fort bis in die
 Ecke zu dem mächtigen Kachelofen, wo sich das Kollste von allem
 befand. Das war ein ganzes Skelett auf einem Sodel von roh-
 gegimmertem Fichtenholz, ein närrisch anzusehender Bursche. Auf
 dem Kopfe sah ihm so halb und halb nach der Seite gerückt ein
 ganz zerfissener Zylinder, an den Händen trug er Glacehandschuhe,
 die einmal weiß gewesen sein mochten, und auf dem Leib einen
 zerfetzten Grobvalerfrad, der ihm bis über die Knie herabfiel.

„Der Herr Meier,“ so wurde das Skelett im Hause des Toten-
 gräbers genannt, und unter diesem Namen kannte man es im
 ganzen Dorfe. Wem es gehörte? Das hätte der Totengräber
 selbst nicht sagen können. Aus allen möglichen Winkeln und
 Schutthaufen hatte er's einmal zusammengesucht, als man den
 uralten Zigeunerfriedhof in der Mitte des Dorfes aufhob, um
 einer neuen Straße Platz zu machen. Nun stand es seit Jahren
 dahinten mit der gleichen Bekleidung und starre den Eintretenden
 an als eine grausige Spottverzerrung des Todes.

Ohne sich umzusehen, ging der Mann zu dem Skelette und
 sperrte ihm den Mund auf, was eine einfache Fehler ermöglichte.
 Dann steckte er den Rest seiner qualmenden Zigarre zwischen die
 Zähne des Inöcherne Burschen und nickte ihm freundlich zu wie
 einem treuen Kameraden.

„Lang bist ausblieben,“ tönte es aus der Fensternische. Es
 klang wieder so fad wie zuvor.

Der Totengräber drehte sich um und sah sich seiner Frau
 gegenüber. Breit und aufgedunsen sah sie an dem großen Tisch
 und blickte mit müden, schläfrigen Augen auf die Kartoffeln, die
 sie langsam in eine irdene Schüssel schnitt. Er nickte:

„Kannst recht haben, hat lang gedauert. Aber i bin no der
 Erste g'wesen, der fortgegangen is.“

Damit schloß er ein kleines Bandschränken auf, holte ein
 Päckchen Tabak heraus und stopfte seine Pfeife.

„Wo is der Vater?“ fragte er. Fast schüchtern war das Heraus-
 gekommen.

Sie hörte zu arbeiten auf und blickte ihn erstaunt an.
 „Der Vater? das machst scho gut.“

Er wurde etwas unsicher.
 „No ja, i frag halt,“ sagte er zögernd.

In ihren Zügen malte sich eine gewisse spöttische Ueber-
 legenheit.

„Hast am End Angst um ihn?“ fragte sie lauernd.
 „Red' net so blödsinnig daher,“ fuhr er sie an. „Wo er is,
 will i wissen.“

„Der werd wohl no im Wirtshaus hoden,“ entgegnete sie.
 „Bei so was is er doch alleweil der Letzte, den's nauschmeißen.“

Es folgte eine lange Pause. Der Totengräber bearbeitete seine
 Pfeife und sah zum Herrn Meier hinüber, dem der Rauch der
 Zigarre durch Augen und Nase stieg.

Endlich begann die Frau wieder:
 „Haj'n denn Du net g'heh'n, 'n Vater?“

„Ja, Du!“
 „Soll i vielleicht sei' Rindsmagd machen?“ fragte er barsch.

„No, i mein ja nur, weil d' selber vom Kranglwirt kommst.“
 Er beruhigte sich wieder.

„I hab'n net g'heh'n,“ sagte er gleichgültig.
 „Nacher weiß i's net. Uebrigens, der Andrekl werd 'n scho
 hosen.“

Das Gesicht des Totengräbers verzog sich in Falten.
 „Versteht si,“ sagte er höhnisch, „'n Andrekl hätt i ja bald
 vergessen. A Wortsbua! I glaub', der bringt uns 'n Grobwater
 no hoam, wenn er scho halb verfault is!“

Eilig zog er ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete die
 Pfeife an. Dann griff er hinter den Ofen und holte Schaufel und

Sacke hervor. Als er sich wieder umdrehte, hatte die Frau in der Arbeit ausgehakt.

„Wie ist denn gewesen beim Kranz?“ fragte sie ohne aufzusehen.

Er zuckte die Achseln.

„Wie wird's g'wesen sein? A Nordsgaudi war's, wie jedesmal, wenn einer eingrahn wird, der a Geld g'habt hat.“

„Und daran hat's ja dem Mödlinger nie g'fehlt,“ meinte die Frau.

„J glaub's a,“ lachte der Totengräber. „Der alte Gauner hat g'nug g'sammg'stohlen in seim Leben und is als reicher Brod g'storben. Drum hat ihm aber a der Hochwürden a Red g'halten, daß man den alten Lumpen fast schon 'rumflieg'n hat sehn als Engel im Himmel droben . . . und beim Kranzlwirt is Dir's nacher hergegangen, so hoch wie scho lang nimma . . . Dabei is dem Mödlinger sei Bub dag'had't beim Reichenschmaus mit so an traurigen Mußschädel, als ob's ihm 's Herz abdruckel! Dertweil hat er si kaum halten können, daß er net laut aufg'lacht hat mit de Gäst vor lauter Freud, daß den Alten der Teufel g'holt hat.“

Er hatte sich bei seiner Erzählung oft unterbrochen und einige behagliche Hüge aus seiner Pfeife getan.

„Is also fidel g'wesen?“ fragte sie.

Er nickte:

„Al's war b'offn, vom Bürgermeister an bis zum letzten 'runter.“

Sie seufzte:

„Wie wird da der Vater wieder heimkommen?“

Bei dieser Erinnerung sagte es den Totengräber wieder seltsam an. Seine Fröhlichkeit verfloß im Augenblick, er unterdrückte einen Fluch und stieß mit dem Spaten auf den Boden.

„Geht scho?“ fragte die Frau.

„Freili,“ sagte er, „jeh' komm i' an d' Reich beim alten Mödlinger, sonst fangt er mir no a' stinken an.“

„Hör auf,“ wehrte sie ab.

„Is ja wahr,“ rief er lustig. „Solche Spitzbuben wie der, die hat's am ersten. Das weiß i aus Erfahrung.“

Die Tür flog hinter ihm ins Schloß, und gleich darauf trat er ins Freie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Rassegeflügel.

In den letzten Wochen hat in der Niesenhalle am Zoologischen Garten, den der Berliner so geschmacklos „Zoo“ nennt, die große deutsche nationale Geflügelausstellung stattgefunden. Deutsch und national war sie insofern, als sie nur Aussteller aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn zuließ, international aber ihren Zinsassen nach, die sich aus allen möglichen Geflügelrassen zusammensetzten, deren ursprüngliche Heimat in fast allen Ländern der Welt zu suchen ist. So eine Ausstellung mit etwa 9000 verschiedenen Konkurrenznummern, die also von einer Reichhaltigkeit war, wie man sie nie zuvor in Deutschland, sondern höchstens auf den Kristallpalast-Ausstellungen in London zu sehen bekam, mußte natürlich auch Priegle beangenehmigen. Der erste Tag war ihm zu teuer, am dritten Tag, der auf einen Sonntag fiel, schien es ihm zu voll zu werden, und so ging er denn am zweiten hin, aber nicht allein, sondern mit seiner Frau, die gerade etwas schwach auf den Weinen ist, aber trotzdem überall dabei sein muß. Das Konzert, das beide empfing, das Beträge, Gedagere, Schmatzen und Geruche, ist nicht zu beschreiben: es geht Priegles noch heute im Kopfe herum, wenn sie an die Ausstellungsstunden zurückdenkt. Priegle hatte sich einige harte Taler eingesteckt, um womöglich etwas Echtes zu kaufen, denn er schwärmt für Tauben und Hühner, wenn sie „Rasse“ haben. Ein Blick in den umfangreichen Katalog belehrte ihn aber bald, daß da nichts zu machen sei. Ein Gudelhahn kostete 100, 500, 1000 oder 1500 M., je nachdem er von seinem glücklichen Besitzer eingeschätzt wurde, und mit 500—1000 M. bewertete Tauben konnte man zu Hunderten kaufen, wenn man dumm und reich genug war. Frau Priegle schien sprachlos über diese Preise. In der Halle, sagte sie, laufe ich das schönste Bratttäubchen für 60 Pf., den schwersten Suppenhahn für einen Taler, und dabei ist er noch am Bauch und am Rücken gerupft. Die Hühner aus der Halle, meinte er aber, sind ganz gewöhnliche Misttrayer, die Hühner der Ausstellung, die alle blickblau gewaschen und gepußt waren, dagegen vornehme Rassetiere, mit denen sich gelegentlich Staat machen lasse. Da saßen und standen sie, Stück für Stück in einem besonderen Käfig, mit einer Nummer versehen, an den Füßen blinkende Fußringe, gleichgültig ließen sie sich betrachten und sorgten nach Kräften für ihr leibliches Wohl. Hähne mit 2½ bis 3 Meter langen Schwänzen in hohen Drabtkäfigen auf einer hoch angebrachten Stange sitzend, von wo die Schwanzfedern in langen Strahlen bis zum Boden herunterfielen, waren Priegle bis dahin noch nicht vorgekommen. Ein Hahn

dieser Art prangte auch auf dem Platze der Ausstellung. Diese verhältnismäßig kleinen Tiere sind sogenannte japanische Phönixhühner, die man in gold- und silberfarbigen Varietäten kennt. Wie alle unsere Hühnerrassen, sind es Kunstprodukte, und zwar solche der Japaner, deren Züchtungskunst wir auch eine Reihe kurioser Zwerghühner, die sogenannten Schabos verdanken, auch die kleinen, als Käfigvögel beliebten Mövchen, die verrückten Tanzmäuse sowie den Goldfisch nebst seinen sonderbaren Varietäten, wie Schleierschwanz, Teleskopfisch, Eierfisch und Himmelsguder. In Japan muß so ein unglücklicher Phönixhahn sein ganzes Leben auf einer zwischen Himmel und Erde angebrachten Sitzstange vertrauern, damit sein kostbarer Schweiß vor allem Unrat bewahrt bleibt. Daß sich seine Henne nicht als Misttrayer, sondern als vornehme Hofdame fühlte und sich deshalb mit Eierlegen nur selten und ausnahmsweise abgibt, ist selbstverständlich. In dieser ihrer vornehmen Zurückhaltung mag auch der hohe Preis für die Rasse teilweise mit begründet sein. So eine Art Zweifelhensystem, ins hühnermäßige übertragen, verhütet Verbreitung und Entwertung.

Nach englischem Vorbild hat sich die Geflügelzucht, mit der an und für sich im Hinblick auf die enorm gestiegenen Futtermittelpreise nicht ein Groschen zu verdienen ist, auch bei uns zu einem vornehmen Sport herausgebildet. Gewiß gibt es auch Tausende sogenannter kleiner Leute, d. h. Liebhaber, die ihr Geld durch harte Arbeit sauer verdienen müssen, die diesem Sport huldigen, der weit verbreitete Berliner Flugtaubenport mag dafür als Beweis gelten, aber diese sind natürlich nicht in der Lage, sich ideale Rassetiere zu hohen Preisen zu beschaffen und auf Ausstellungen, wie der jährlich in einer anderen Stadt veranstalteten nationalen, als erfolgreiche Mitbewerber um die hohen Prämien aufzutreten. Preise von 1000 und 1500 M., wie man sie in den Katalogen dieser Ausstellungen findet, sind freilich für Deutschland glücklicherweise noch Phantasiereise, die selbst ein der Geflügelzucht huldigender Kommerzienrat nicht zahlen wird. Da aber auf den nationalen Ausstellungen jedes ausgestellte Tier verkäuflich sein muß, so setzen viele Liebhaber die Preise in einer Höhe fest, die ihnen die Garantie dafür bietet, daß die ausgestellten Tiere trotz ihrer Veräußerlichkeit unterkauft wieder nach Hause kommen. Trotz alledem wurden vielfach solche Luxuspreise gezahlt und so über 30 000 M. auf dem Altar des Geflügelportes geopfert, aber nicht von mir.

Bei allem Sport, den die Geflügelzucht heute darstellt, geht aber doch auch ein praktischer Zug durch die Sache. Bei dem Studium einer solchen Ausstellung findet man, daß die praktischen Nutzrassen die eigentlichen Luxusrassen ganz erheblich überwiegen; so standen z. B. auf der hiesigen Ausstellung den insgesamt 22 japanischen Phönixhühnern 736 Wyandottes und 420 Orpingtons gegenüber. Diese beiden Rassen sind zurzeit die besten Nutzhühner. Diese und andere schwere Rassen sind aus mannigfachen Kreuzungen hervorgegangen, zu deren Entstehung die Cochins, eine asiatische Rasse, wesentlich beigetragen haben. In allen schweren Hühnerrassen stellt der Kenner sofort das Cochinblut fest. Auch die riesigen federfähigen Brahmahühner sind Abstammlinge der Cochins. Die Hauptfehler der Cochin und Brahma sind ihre stark befiederten Füße, die sie an jeder praktischen Arbeit, d. h. am Scharren verhindern, die unbezähmte Brutlust, die sich meist schon nach dem Legen von 20—30 Eiern einstellt, und die Ungeschicklichkeit, die sie zur Brut und Aufzucht der Küken unfähig macht. Aber auch als Fleischhühner sind sie ihres starken Knochenbaues und der mageren Brust halber minderwertig, und dann steht die geringe Größe der Eier dieser Rassen zu ihrer Körpergröße in einem schreienden Mißverhältnis.

Wenn ein praktisches Ehepaar, wie das Priegle'sche — sie ist natürlich noch viel praktischer als er — eine solche Ausstellung betritt, um Zuchthühner zu kaufen, oder sich doch, falls die hohen Ausstellungspreise einen solchen Kauf ausschließen, über die geeignetsten Rassen zu unterrichten, so scheiden zunächst alle Rassen mit Zehenbefiederung, die sich gewöhnlich bis auf die Mittelzehe erstreckt, von vornherein aus, dann aber auch die sogenannten Haubenhühner. Diese letzteren waren auf der Berliner Ausstellung in großartiger Weise durch Paduaner, besonders aber durch die schwarzen mit blendend weißen Hauben geschmückten Holländerhühner vertreten; auch verschiedene französische Rassen haben mehr oder weniger entwickelte Hauben. Auf einer Ausstellung sehen ja die frisch gewaschenen Hauben propper und schmutz aus; wie die Frauen durch die moderne Turbanfrisur und den Niesenhut, so werden die zierlichen Köpfe der Hühner dieser Rassen durch die Hauben unnützlich beschwert. Auch verhindern diese Hauben gleich den Niesenhüten das Sehen, namentlich im beschmutzten Zustande, die Tiere können deshalb kein Futter selbst suchen und leiden häufig an mehr oder weniger bössartigen Augenkrankheiten. Auch Hühner mit großen Können, wie Italiener, Minorca und Spanier, sind als Nutzhühner in unserem nördlichen Klima minderwertig, trotz sonstiger vorzüglicher Eigenschaften, weil die Kömme durch Frostwetter stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Trotz der Milde dieses Winters konnte man bei vielen der ausgestellten großkömmigen Rassen mehr oder weniger erhebliche Frostschäden an Kömmen und Ohrklappen feststellen.

Unsere besten Nutzhühner sind unbestreitbar immer noch die sogenannten deutschen Landrassen, die richtig betrachtet, aber nichts weniger als deutsch sind, da sie wohl alle

mit Hilfe fremden Blutes herausgezüchtet, das heißt zur gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht worden sind. Da haben wir auf der Ausstellung die prächtigen Hamburger Hühner, unter denen sich namentlich die Silberpintel, Goldpintel, Silber- und Goldblau und der schwarze Schlag mit dem grünlich schillernden Gefieder durch besondere Schönheit auszeichnen, die hübschen Latenfelder, die Vergischen Kräher, oder Kräher über den Berg, deren Hähne gewaltige Stimmittel besitzen, die Thüringer Pausbäckchen und die Westfälischen Krüper, denen Kurzbeinigkeit ein ganz kuriozes Aussehen verleiht. Eine weitere neue deutsche Rasse war das sogenannte Reichshuhn, das ich aber trotz seinem schönen Namen nicht als Rasse anerkennen kann; schon auf hundert Schritt Entfernung sah man den Tieren das in ihren Adern fließende Wyandottesblut an. Mit den neuen Rassen ist es überhaupt so eine Sache. Die Neuheit besteht bei vielen im neuen Namen, im übrigen sind sie kaum von bestehenden Rassen zu unterscheiden. Wirklich schön sind die gestreiften Plymouth-Rocks; früher nannte man diesen Farbenschlagn gelberbert, da aber die Zeichnung der hübschen Tiere eine mehr gestreifte ist, mag der neue Name Berechtigung haben.

Wer den Hühnern ausgedehnte Laufplätze bieten kann und keine bösen Nachbarn hat, der gebe einer der oben genannten deutschen Rassen den Vorzug. Die Zucht lohnt sich, wenn die Tiere weit auf Feldlandereien umherstreifen können. Für beschränkte Laufplätze unter kleinen Verhältnissen sind immer die schweren, nicht flugfähigen Rassen vorzuziehen, die sich schließlich auch mit einem Laufplatz von 2 bis 3 Quadratrußen begnügen und trotzdem fleißig legen. Wyandottes, Orpingtons, Plymouth-Rocks und Langschans sind die besten dieser Rassen.

Frau Briezle imponierten ganz besonders die Gänse, nicht nur ihres furchtbaren Schnatterns halber, das gar kein Ende nehmen wollte — es ging in der Gänse- und Entenabteilung toller als in einem Kaffeekränzchen zu —, sondern namentlich infolge ihrer imponanten Größe. In bezug auf diese steht die Louloufer Gans an der Spitze. Ich bin sicher, wenn ein Louloufer Gänserich der Frau Briezle auf der Straße begegnet und sie kräftig anschnattert, daß sie sofort Reißaus nimmt, Feuer und Mord schreit. Als Zuchtgans ist diese Rasse aber nichts für unser rauhes Klima, für das sich mehr die pommerische Riesengans, die Emdeener oder die italienische Gans empfiehlt. Wenn es nur auf einen guten Braten und weniger auf reichlich Schmalz ankommt, der halte sich an die italienische Gans, die mehr Fleisch und dafür weniger Fett liefert. Briezle hat ja einen kleinen Teich, aber Gänse will er trotzdem nicht züchten, denn einmal fressen sie ihm zu viel, daß sich schließlich das Pfund Braten auf zwei Mark stellt, und dann verstehen sie auch zu fischen. Wenn einmal einige Gänse und Enten acht Tage im Briezleschen Teich wären, dann hätte Frau Briezle den letzten grünen Sedt in der Küche gehabt. Auch unter den Entenrassen sind die französischen rein äußerlich betrachtet, die imponierendsten; die Rouenente liefert unbedingt den größten und zugleich auch den fettigsten Braten, dann kommt die englische Aylesburyente und die Pekingerente, beide schneeweiß. Die kleinste unter den Rügenten ist die indische Laufente; aber nicht nur laufen kann sie, sie ist auch eine vorzügliche Eierlegerin. Bei mir haben es einzelne Enten dieser Rasse auf 120—150 Eier im Jahr gebracht. Die Eier übertreffen noch die schönsten Minorca- und Italiener-Eier an Größe. Gewöhnlich sind diese Enten rehsfarbig, meist mit weißer Zeichnung, jetzt hat man aber auch einen rein weißen Farbenschlagn. Auch die neuere Orpingtonente, eine englische Züchtung stammt von der indischen Laufente ab.

Mit der Riesengröße der Gänse, mit der ihre sprichwörtliche Dummheit gleichen Schritt hält, konnten die Puten erfolgreich in Wettbewerb treten. Den amerikanischen Bronzeputen und auch den virginischen Schneeputen gegenüber sind unsere Truthühner die reinsten Waisentanten. Wenn aber einer bei uns auf den Gedanken käme, die bei Feinschmedern so berühmte „Brüsseler Pute“ des Erwerbs halber zu züchten, dann müßte er furchtbar Haare dabei lassen. Mit solchen Vielfressern ist nicht viel anzufangen. Aber die Truthennen sind gewissermaßen lebende Brutmaschinen. Einer gewöhnlichen Landpute kann man ruhig 25 Hühnererier zum Bebrüten unterlegen, einer Bronzepute deren 40. Dabei braucht man durchaus nicht abzuwarten, bis die Gnädige Frau Brutlust zeigt, also glückt, man legt sie einfach in ein Nest, in das man einige Porzellaneier gelegt hat, stülpt einen Korb darüber und wartet ab, bis sie fest sitzt. Ist dieses der Fall, so nimmt man die Porzellaneier weg und legt dafür 25—40 der wertvolleren Bruteier unter. Man kann dann überzeugt sein, daß diese gewissenhaft ausgebrütet werden, und daß die dicke Pute die ausschließlichen „Wechselbälge“ mit Liebe groß ziehen wird. Will man das selbst besorgen, so kann man der dummen Pute, nachdem die erste Brut ausgeschlüpft ist, noch ein zweites Mal, unter Umständen auch noch ein drittes Mal eine Portion Eier zum Ausbrüten unterlegen. Sie wird das ohne Murren leisten, natürlich aber rappeldürre dabei werden, denn das Brüten ist zwar eine ruhige, aber trotzdem am Fleische zehrende Beschäftigung.

Daß es im Deutschen Reich Geflügelzüchtervereine gibt, die das gesamte Gebiet der Ruy- und Sport-Geflügelzucht beackern, war

Briezle bekannt, daß aber, abgesehen hiervon, fast jede Spezialrasse, ja fast jeder Farbenschlagn einer beliebigen Rasse auch seinen Spezialverein hat, das war ihm entschieden neu, sobald er für Vereine, wie den Klub der Weißkopfszüchter, den Haubenzüchter-Klub, den Nachtsalzüchterverein, die Vereinigung der Nöckenzüchter, den Salzler Silberstierzüchterklub, die Vereinigung der Putenzüchter, den Kröpferzüchterverband für Süddeutschland, die Kräherzüchtervereinigung, den Italienerzüchterklub und den Klub der Perückenzüchter, der gegenwärtig von allen entschieden die meiste Berechtigung hat, nur ein energisches Kopfschütteln übrig hatte, dem Frau Briezle kräftig beistimmte. Die fortgeschrittensten Vereine sind freilich die der Fantams und der silberhalsigen Italiener, denn in diesen haben sich die Hühner scheinbar selbständig zur Wahrung ihrer durch das größte Raubtier den Menschen bedrohten Interessen zusammengeschlossen.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Der Halleische Komet und das Rhinoceros, Einer der geistvollsten und febergewandtesten englischen Gelehrten. Der bekannte Astronom Robert Ball, hat sich in einer drastischen Weise über die Furcht der Leute vor dem Weltuntergang ausgesprochen. Weil er zu den volkstümlichsten Himmelsforschern Englands gehört, wurde er mit Hunderten von Briefen bombardiert, die angstvoll um Auskunft über den Halleischen Kometen und das der Erde von ihm drohende Schicksal haten. Er hat infolgedessen eine Flucht in die Öffentlichkeit unternommen und der „Times“ eine geharnischte Erklärung in Form eines offenen Briefes eingesandt, der folgenden Wortlaut trägt: „Mein Verehrter — Ein Rhinoceros in vollem Lauf würde den Zusammenstoß mit einem Spinneweb nicht fürchten, und die Erde hat es ebensowenig nötig, den Zusammenstoß mit einem Kometen zu fürchten. Im Jahr 1861 reisten wir durch den Schweif eines Kometen und niemand hat damals irgendetwas davon gemerkt. Für etwa hundert Millionen Jahre hat das Leben auf dieser Erde ohne Unterbrechung bestanden, obgleich unser Weltkörper in dieser Zeit wohl von mindestens fünf Kometen in jedem Jahre Besuch empfangen hat. Wenn Kometen der Erde überhaupt Schaden zufügen könnten, so würde das wohl schon vor langer Zeit einmal geschehen sein, und Sie und ich würden uns dann weder über Kometen noch über etwas anderes zu unterhalten Gelegenheit haben. Ich hoffe, dieser Brief wird Ihnen die Veruhigung geben, die Sie brauchen. Soweit ich es übersehen kann, werden wir uns um den 12. Mai in dem Schweife des Halleischen Kometen befinden, und ich hoffe sehr, daß wir es werden. Ich erinnere mich, daß der berühmte John Herschel irgendwo einmal gesagt hat, ein ganzer Komet könne zusammengequetscht in einer Manteltasche untergebracht werden. Ein anderer Astronom kommt dem Gedächtnis seines Kollegen zu Hilfe und verweist auf die Stelle in den Schriften Herschels, wo dieser Astronom tatsächlich jenen Ausdruck getan und noch die Worte hinzugefügt hat: Der Schweif eines großen Kometen kann, soweit wir wissen, nur aus sehr wenigen Pfunden Materie bestehen.“

Völkerrunde.

Die Uhr der Naturvölker. Zuweilen finden sich bei Naturvölkern, die noch niemals mit Euroväern oder mit den Vertretern anderer Kulturländer in engere Verührung gekommen sind, Einrichtungen, die auf verhältnismäßig hohe geistige Bedürfnisse und auch auf eine erhebliche Erfindungskraft deuten. Das lehrt auch der Bericht, den Dr. Hofe über einen Besuch bei dem kriegerischen Stamm der Madang in Borneo erstattet hat. Die Madang bewohnen eine Gegend im Innern jener größten Insel der Erde, die bisher von Weißen überhaupt noch niemals betreten worden war. Dieser Umstand, der heute, abgesehen von den Polargebieten, schon als eine Seltenheit gelten kann, erklärt sich in der Hauptache daraus, daß die Madang bei den benachbarten Völkern in dem Ruf von Räubern stehen und sehr gefürchtet sind. Dr. Hofe muß entweder viel Glück oder viel Geschick oder beides gehabt haben, denn es ist ihm gelungen, mit dem Madang nicht nur selbst freundschaftlich zu verkehren, sondern auch Beziehungen zwischen ihnen und den Nachbarvölkern anzubahnen. Das Merkwürdigste an seinem Bericht ist die Befundung, daß die Madang eine sonderbare Art von Zeitmessung erfunden haben, die man wohl mit einer Sonnenuhr vergleichen kann. Sie besteht in einem etwa 2 Meter hohem Pfosten, der in den Boden gerammt wird. Zuerst wird mittels einer Schnur, die an jedem Ende ein Gewicht trägt und über die Spitze des Pfostens herübergelegt wird, sorgfältig festgehalten, ob der Pfahl ganz senkrecht steht. Dann wird die Länge des Schattens dieses Pfostens mit einem Stod gemessen, der eine Einteilung besitzt. Die Marken an dem Stod sind um so weiter von einander entfernt, je größer ihr Abstand von dem Pfosten ist. Die ganze Anordnung entspricht also genau einer Sonnenuhr, und die Madang würden diese vielleicht auch selbst erfunden haben, wenn nicht die beschriebene Vorrichtung für ein Land in der unmittelbaren Nähe des Äquators noch zweckmäßiger wäre.